

Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Markus Lüpertz. Zeichnungen, Skulpturen & Grafik“, Haus der Bremischen Bürgerschaft, Bremen, 19. April 2012

Über die *Rhetorik der Kunst* und die *Sprachgewalt des Künstlers*

Ich meine, es wäre durchaus angebracht, im Versammlungshaus der Bremer Polis, und vor dem Hintergrund dieser Ausstellung, mit einem gemäßen Zitat zu beginnen.

„Eine Demokratie aber, die Freiheit nur der Verantwortung des Staates überlässt, verdient diesen Namen nicht.“¹

Wir kommen auf diesen fulminanten Satz und seinen Autor am Ende dieser Rede zurück. Lassen Sie uns zuerst ein wenig über das Kunst-Schaffen und damit über die *Rhetorik der Kunst* sprechen.

Einen Satz des Franzosen Michel de Montaignes² abwandelnd, schreibt der Philosoph Heinrich Heil, „er male nicht das Sein, er male den Übergang (...) das Werden (...)“³, und er, Heil, bezieht dies dann auf Markus Lüpertz und – Heil schwärmt geradezu über „die Atmosphäre der Werdelust seiner (Lüpertz’ – Sk.) Kunst.“⁴

Werdelust! Darum geht es. Denn es handelt sich bei der Kunst, beim Kunst-Schaffen nicht um einen Prozess. Das klingt nicht nur absurd abstrakt, das ist Technik pur. Da liegt nichts Menschliches mehr drin, in einem Prozess. Aber die Kunst ist menschlich, sie ist die menschlichste, weil einzig uns gehörende Form der Entäußerung. Warum sollte sich dafür etwas bloß folgerichtig fügen?

Kunst schaffen bedeutet, sich in ein Tage, oft sogar Tage und Nächte verzehrendes Repetitorium zu begeben. Dabei meistens alleine mit sich zu sein, seinen Ideen und Werkzeugen, Blätter, Leinwände, Stifte, Pinsel, Meißel, Farben, Steine. Und dann immer und immer wieder dieselben, von einem selbst wie von anderen längst vieltausendfach beantworteten Fragen nach der Form, der Farbe, dem Bild für ein Stückchen *Leben* zu beantworten. Wie könnte es aussehen, dieses Stückchen *Leben*?

Kunst schaffen ist harte, unablässige Arbeit. Ist Anstrengung und Schweiß. Zuallererst. Und Zweifel. Nicht zu knapp. Es bedeutet, Misstrauen dem eigenen Können und Wollen gegenüber hegen. Das Scheitern gehört zum Kunst-Schaffen wie der Rand zur Medaille,⁵ die ja eigentlich deren dritte, aber gern übersehene, von Glanz und Pracht der beiden anderen überstrahlte, dabei nicht weniger wichtige, weil stets mit besonderen Informationen belegte Seite ist. Wer Kunst schafft, jahrzehntelang, wie Markus Lüpertz, muss daran Lust verspüren. Wie anders könnte er *das* sonst wohl aushalten? Er muss die *Werdelust* am Tun verspüren! Heinrich Heil hat Recht!

Und (?), *spüren* Sie, *sehen* Sie diese Lust am Tun auch (?), diese *Werdelust* in den Arbeiten von Markus Lüpertz die wir hier zeigen?

Nehmen wir ein Beispiel aus dem Parcours heraus, die Reihe der *Rückenakte*. Man möchte doch meinen, es brauchte nicht deren vier – im Vertrauen, es gibt sicher noch mehr davon – also es braucht zumindest nicht gleich vier *in einer* Ausstellung, um sich gerade dieses Teils einer Figur zu vergewissern. Warum aber sind sie dann gezeigt? Achten Sie auf die Unterschiede, die Nuancen, die verschiedenen Rundungen, die Haltung, die Arme. Richtig, es ist niemals dasselbe! Diese vier Blätter sind eine Form von *Rhetorik*. Sie sind der Versuch (des Künstlers), zu *überzeugen*, (sich, uns), nicht im herkömmlichen Sinne mit Worten, nicht rational, sondern auf emotionaler, sinnlicher Ebene, nur mit den Augen vernehmbar, erlebbar.

¹ Markus Lüpertz, in: Das Recht auf Philosophie oder: Über die Notwendigkeit, zu philosophieren, Verlag der Buchhandlung Walther König, Köln 2011, S. 22.

² Michel Eyquem de Montaigne (1533-1592), Politiker, Philosoph und Begründer der Essayistik.

³ Heinrich Heil, Selbstleiter, in: Markus Lüpertz, Der Kunst die Regeln geben. Ein Gespräch mit Heinrich Heil, Ammann Verlag & Co., Zürich 2005, S. 12.

⁴ Ebenda.

⁵ Markus Lüpertz sagt selbst, er scheitere permanent in der Kunst. Vgl. Interview mit Alina Fichter und Hannah Wilhelm, Reden wir über Geld: Markus Lüpertz, „Ich habe mein Genie erfunden“, sueddeutsche.de, 8.4.2011, zitiert nach: <http://www.sueddeutsche.de/geld/reden-wir-ueber-geld-markus-luepertz-ich-habe-mein-genie-erfunden-1.1082652>

Und es sind nicht nur diese vier, übrigens wunderbar Platz greifenden, alle anderen Körpergedanken aus dem Rahmen drängenden torsi verso. Diese *Rhetorik*, das *Immer-Wieder-Aufgreifen* und Befragen Desselben ist ein lebendiges Prinzip, das sich durch die gesamte Ausstellung zieht, das wir bei *Paris* und den *Grazien* wieder finden, bei frühen Blättern mit dem Titel *Melonenmathematik* oder den irgendwie zündelnden *Landschaften*, bei der *VISION DE POUSSIN* aus diesem Jahr, bei den edlen, selbstbewussten *Kentauren*, beim eingezwängten *Herkules*, bei der verträumten *Philosophin*, ja auch in den Varianten der *Beethoven-Plastik* oder des *Taurus*'.

Was sich im Gesamtwerk von Markus Lüpertz manifestiert, und was wir mit dieser Ausstellung in einem kleinen Ausschnitt miterleben dürfen, ist eine auf dem *Diskurs* basierende *Rhetorik seiner Kunst*, Diskurse, die der Künstler mit sich selbst führt und mit der Idee, der Vorstellung von seinem jeweiligen Motiv, dem, was zu sehen sein soll; *Diskurse*, ja eigentlich *ästhetisch-praktische zwiegesprochene Debatten*, dazu geeignet, die ihm, dem Künstler Markus Lüpertz zur Verfügung stehenden Mittel anzuwenden, auf ihre Überzeugungs-Kraft hin zu erproben.

Doch zu diesen Mitteln, wenn Sie wollen zu den *Argumenten* seiner Rhetorik zählt der Künstler nicht nur die Farben und all das andere schon erwähnte, sondern ebenso seinen *Personalstil*, seinen eigenen Ausdruck, und seinen Intellekt, seine Gefühle und Sehnsüchte, Träume und Ängste, seine Welteinsicht. All das zusammen beeinflusst, fordert, bestimmt letztlich was entsteht. Und was wir sehen. (*Jetzt verstehen Sie sicher auch, warum für mich der Begriff Prozess hier, in der Kunst, nicht taugt!?*)

Diese *Rhetorik der Kunst* wie Markus Lüpertz sie offenbart, ist ein lebendiges, also ist sie ein *notwendiges* Prinzip. Das ist kein Kanon, der immer gleich klingen muss, um zu stimmen. Der Bruch, die Veränderung, auch der Zweifel, das Scheitern seien erlaubt, für Markus Lüpertz sind sie, glaube ich, sogar erforderlich. Denn auf die Frage: „*Sie scheitern?*“, antwortet er im letzten Jahr: „*Als Künstler permanent, ja. Wenn ich ein Bild gemalt habe, brauche ich einen Grund, noch eines zu malen. Das Bild, das ich gemalt habe, muss Fragen offenlassen, die das Nächste rechtfertigen.*“⁶

Wie aber trägt er es vor, sein Werk? Wie *klingt* es, wenn der Künstler *in seiner Sprache* spricht?

Markus Lüpertz' Ausdrucksweise, der Ton seiner Kunst, ist ein klarer, einfacher, schnörkelloser, unmissverständlicher; er benötigt kein Zuviel, und wenn Sie aufmerksam schauen, stellen Sie sicher fest, seine Kunst verirrt sich auch nicht in Manierismen!

Dafür sind die Formen zu kraftvoll, zu beredt; die Lineaturen der Radierungen etwa graben sich tief und dunkel ein, so als wollten sie niemals wieder zugeschüttet werden wollen, übrigens: auch sie wiederholen sich, in Parallelen, so als zittere das Blatt ...

Alles was wir sehen ist von so enormer *physischer* Präsenz, füllt das Geviert des Malgrundes, ob Zeichenblatt, Leinwand oder Kupferplatte, vollkommen aus, sprengt dessen Grenzen beinahe; oder steht als Plastik, gerne überlebensgroß – was aber nicht zwingend sein muss, siehe den drohend nach vorne gebeugten *Taurus* –, steht als Plastik im Raum und verringert ihn, lässt ihn für alles andere und für jedermann spürbar enger werden. Jedes einzelne Werk, ob Zeichnung, Grafik oder Plastik, erscheint uns dionysisch gehärtet, jedweder Kritik widerständig.

Damit zwingt Markus Lüpertz uns zur Konzentration auf das zu sehende, zu erlebende Kunstwerk, dessen Einzigartigkeit.

Wir hören die Sprachgewalt dieses deutschen Künstlers! Mit unseren Augen hören wir ihm zu!

Sein Vokabular, die mächtigen Formen, die Gesten, die gesetzten Linien und unverrückbaren Flächen, sie schüchtern ihren Betrachter anfangs vielleicht ein – manchmal fordern sie ihn auch heraus –, am Ende aber, dessen bin ich mir sicher, überwältigen sie ihn mit ihrer Schönheit. Einer *Schönheit des Wahrhaftigen*.

Ja, denken Sie an Dürers Bildnis der Mutter (oder wenn es nicht anders geht, an das Plakat von Klaus Staeck). Genau diese Schönheit meine ich. Sie ist ehrlich, erhaben, echt, und sie ist auch im Werk von Markus Lüpertz!

Eine solche Schönheit erzwingt ein Nachdenken. Sie ändert nichts an dem, und wie etwas ist, gewinnt keine Kriege und auch keine Wahlen, aber sie kann das Denken anstiften und die Gedanken verändern, weil sie das Gefühl erreicht. – *Nur mit den Augen vernehmbar, erlebbar.*

⁶ Zitiert nach: ebenda.

„Eine Demokratie aber, die Freiheit nur der Verantwortung des Staates überlässt, verdient diesen Namen nicht.“⁷

Den Satz hat kein anderer als Markus Lüpertz aufgeschrieben, in einem schmalen Band mit dem Titel: *„Das Recht auf Philosophie oder: Über die Notwendigkeit, zu philosophieren.“⁸* Ein Satz, so kraftvoll und wahr wie seine Kunst. Und nicht nur in diesem Haus der Bremer Polis so richtig!

Text © Stefan Skowron, Aachen, April 2012

⁷ Wie Anmerkung 1.

⁸ Wie Anmerkung 1.